

Schuld und Strafe mit sich bringt. Die Freunde Hiobs sind die Repräsentanten dieser Welt-und-Menschen-Beurteilung. Dagegen erhebt sich die Empörung des *unschuldig* Leidenden und die radikale Infragestellung derjenigen, die den ethischen Gott um jeden Preis rechtfertigen wollen. Ricœur erkennt im Buche Hiob mit anderen Interpreten⁶ eine Wiederbestätigung des Tragischen innerhalb der biblischen Gotteserfahrung und kommt dabei zur Einsicht in die Grenzen einer systematischen Theologie der Liebe; „ihre Ohnmacht, die Gerechtigkeit begrifflich unterzubringen, ist nichts im Vergleich zu ihrer Ohnmacht, die Position des Bösen in der Welt zu erklären: der ‚Zulassungsbegriff‘ zeugt von diesem Scheitern“.

Die theologische Antwort

Durch die Menschwerdung Gottes in Jesus von Nazareth, wie sie der christliche Glaube bekennt, ist die Tragik aber nicht das letzte Wort in der Geschichte. Auf dem langen Weg der Symbolgestalten taucht schon im Alten Testament das *eschatologische Symbol* des leidenden Gottesknechtes bei Deuterocesaja auf. Hier wird die Vergebung angekündigt durch das freiwillige Leiden, das als Sühne für die Vielen angeboten wird. Ricœur zieht von hier aus die Linie zu Jesus, in dem die Figur des Gottesknechtes mit der des Menschensohnes verschmilzt. Sie aber führt eine neue Tragik herauf. Sie besteht darin, daß der König das Opfer sein wird, sein „muß“. So tut sich an der Grenze einer philosophischen Anthropologie des Bösen die Möglichkeit auf, daß das Leiden durch den Opfertod Christi *in Gott* selbst hineingenommen wird. Diese Erniedrigung, dieser Tod des göttlichen Lebens erfüllt die Tragödie und hebt sie auf. In Jesus konvergieren alle Symbolfiguren, er selbst aber ist kein Symbol mehr, sondern als fleischgewordenes Wort das *erfüllte* Bild. Die Bildphänomenologie hat hier im Unterschied zur Theologie ihre Grenze erreicht.

Ricœurs Unternehmen zu fragen, was uns die Symbolik des Bösen zu denken aufgibt, führt bis an die Schwelle des „Mysterium Jesu“ heran. In der Verantwortlichkeit einer philosophischen Hermeneutik, die sich nicht scheut, die Unhaltbarkeit der gleichgültigen Zuschauerrolle in

der Auslegung der Symbole des Bösen aufzudecken, hat sich Ricœur auf den Kampf der Mythen untereinander eingelassen. Dergestalt ist das mit den anderen Mythen in Beziehung gesetzte Hoffnungs- und Befreiungspotential der biblischen Erzählung vom Sündenfall in ihrer Einzigartigkeit nun ein Kernstück innerhalb einer Philosophie der menschlichen Verfehlung.

Es ist bewundernswert, wie lange Ricœur der Versuchung widersteht, die *Unaufhebbarkeit des Tragischen* angesichts des Bösen, das in der Geschichte nicht zu eliminieren ist, abzuschwächen. Die Intensität des Standhaltens beginnt aber dort nachzulassen, wo er eine letzte *Alternative* zu sehen meint: nämlich entweder das Tragische in eine „Seinslogik“ einzubauen oder in eine „Christologie“ aufzuheben. Das Rätsel des nichtmenschlichen Bösen, das in einem undurchdringlichen Zusammenhang mit dem durch den Menschen gesetzten Bösen steht, ist auf keine Weise zu lösen. An ihm scheitert die philosophische und die theologische Argumentation. Auch die Christologie als theologische Lehre vermag den Menschen von der dunklen und verwirrenden Anwesenheit des Bösen im Menschen und in der Geschichte nicht zu befreien (Hi 12, 16–25). An dieser entscheidenden Stelle fehlt bei Ricœur die Auslegung der *neutestamentlichen eschatologischen Symbole* in ihrer Spannung zur *gegenwärtigen* Existenz im Modus der Drangsal und der noch ausstehenden Befreiung. Noch einmal hätte gerade im Blick auf Jesus von Nazareth das prophetische Wort vom „verborgenen Gott“ aufgenommen werden müssen, in dem sich für den Glaubenden die Gewißheit der gegebenen Verheißung so unauflöslich mit dem *Geheimnis Gottes* und darin auch mit seinem *Herrsein über Gut und Böse* verbindet. Walter Strolz

¹ Vgl. Martin Heidegger, *Zur Sache des Denkens*, Tübingen 1969; W. Struve, *Philosophie und Transzendenz*, Freiburg 1970.

² Walter Zimmerli, *Gottes Offenbarung*, Theologische Bücherei, Bd. 19, München 1969.

³ Klaus Westermann, *Schöpfung*, Themen der Theologie, Bd. 12, Stuttgart 1972.

⁴ Oswald Loretz, *Schöpfung und Mythos — Mensch und Welt nach den Anfangskapiteln der Genesis*, Stuttgarter Bibelstudien, Bd. 32, 1968.

⁵ Karl Reinhardt, *Aischylos als Regisseur und Theologe*, Bern 1949.

⁶ Gerhard von Rad, *Weisheit in Israel*, Neunkirchen 1970; W. Strolz, *Hiobs Auflehnung gegen Gott*, Opuscula, Bd. 60, Pfullingen 1967.

Zeitbericht

Zur Situation der bundesdeutschen Bistumspresses

Bemühungen um ihre Reform

Dem Zentralkomitee der deutschen Katholiken, dem man — ob zu Recht oder zu Unrecht, mag dahingestellt bleiben — gemeinhin nachsagt, es zeichne sich nicht gerade durch ein Übermaß an Mobilität aus, blieb es vorbehalten, in die ermüdende Debatte um „Publik“ einen zwar nicht neuen, aber bisher doch zuwenig beachteten Gesichtspunkt einzubringen. Auf seiner Vollversammlung am 5. November 1971, wenige Tage vor der entscheidenden Sitzung des Verbands der Diözesen Deutschlands, auf der Publik endgültig der bischöfliche Sukkurs entzogen wurde, hielt das ZdK in einer Entschließung fest: „Die Vollversammlung des Zentralkomitees der Deutschen

Katholiken bittet . . . die Deutsche Bischofskonferenz, den Verband der Diözesen Deutschlands und alle anderen verantwortlichen Gremien, ein Gesamtkonzept der kirchlichen Aktivitäten auf dem Gebiet der Publizistik anzustreben und in diesem Rahmen sicherzustellen, daß die bestehenden Presseorgane, die das plurale Bild der Meinungen, die im deutschen Katholizismus bestehen, widerspiegeln, im gleichen Maße gefördert, und Einrichtungen, die zentrale Aufgaben im Dienste des Ganzen erfüllen, sowie die Kirchenpresse zeitgemäß ausgebaut und entwickelt werden.“

Die Frage gewinnt neue Aktualität

Mit dieser Entschließung hatte das Zentralkomitee möglicherweise einen Markstein in der Geschichte der katholischen Presse in Deutschland gesetzt. Noch nicht einmal zwei Monate später machte sich die Zentralkommission der Gemeinsamen Synode die Forderung nach einem *Gesamtkonzept für die katholische Publizistik* zu eigen — wenn auch mehr der Not gehorchend. Sie wollte auf diese Weise dem Wunsch von über einem Viertel der Synodenmitglieder nachkommen, den Fall „Publik“ in der Synode zu behandeln. Außerdem sah sie hier eine Möglichkeit, die allmählich ärgerlich gewordene, da fast ausschließlich mit unkontrollierten Emotionen geführte Auseinandersetzung um die so jäh verstorbene Wochenzeitung zu versachlichen. Der Vorschlag, ein umfassendes Konzept für sämtliche kirchlichen publizistischen Aktivitäten in der Bundesrepublik anzustreben, enthielt einen recht deutlichen Hinweis auf die *totale Zersiedelung* der katholischen Presselandschaft in Deutschland, die geradezu zwingend dazu geführt hat, daß die katholische Presse, deren Auflagenzahl hoch in die Millionen geht, weitgehend unbemerkt und unbeachtet agiert. Die Forderung nach dem Gesamtkonzept bot sich also als verlockender Ansatzpunkt für die Koordinierung all dieser Aktivitäten an. Mittlerweile sind nun schon mehrere Gremien mit ersten Vorarbeiten befaßt, und das „Gesamtkonzept“ ist, seit der Begriff auf den „Markt“ gebracht wurde, schon so etwas wie ein Mythos geworden.

Die Synode hat eine eigene gemischte Kommission gebildet, die dieses Konzept bereits bis zur Vollversammlung im kommenden Mai erarbeiten soll — nach der Meinung nicht weniger ein nahezu aussichtsloses Unterfangen. Daneben befassen sich die verschiedenen Publizistikgremien mit dem gleichen Komplex: vor allem die Publizistische Kommission der Deutschen Bischofskonferenz und der Publizistische Beirat des Zentralkomitees.

Noch einen weiteren Pluspunkt konnte das Zentralkomitee mit seinem seinerzeitigen Vorschlag verbuchen: Die gleichzeitige Bitte, sich um Ausbau und Entwicklung der Kirchenpresse in geeigneter Form zu bemühen, hat wieder einmal ein Thema in den Blickpunkt gerückt, das eigentlich die kirchliche Öffentlichkeit in Deutschland wenigstens in dem gleichen Maße interessieren sollte wie etwa die Weitererhaltung oder Neugründung einer politischen Wochenzeitung.

Die unbequeme Frage nach der Zukunft der deutschen Kirchenpresse — wird es sie in absehbarer Zeit überhaupt noch geben, und wenn ja, wie wird oder soll sie aussehen? — war in letzter Zeit stark in den Hintergrund getreten. Das mag einerseits wenig erstaunlich sein; man ist es gewohnt, daß Themen, für die man keine Lösung weiß, auf die lange Bank geschoben werden. Andererseits muß diese Unbekümmertheit doch verwundern, vor allem angesichts der gar nicht hoch genug einzuschätzenden Bedeutung der katholischen Presse als pastorales Instrument, welches die Kirche mit ihr — theoretisch wenigstens — in der Hand hat.

Einige Zahlen mögen das verdeutlichen: Die in der Arbeitsgemeinschaft Katholische Presse e. V. (früher: Arbeitsgemeinschaft Kirchliche Presse e. V.) vereinigten Verlage weisen eine Gesamtauflage von über 11 Millionen auf, die sich folgendermaßen aufgliedert:

Bistumspresse	2 000 000
Sonntagspresse	800 000
Magazinpresse	1 300 000
Standes- und Verbandspresse	2 200 000
Ordens- und Missionspresse	4 700 000
Jugendpresse	100 000

Wir beschränken uns hier bewußt auf das Feld der *Bistumspresse*, nicht etwa, weil die Bedeutung der anderen Organe nicht adäquat eingeschätzt würde, sondern weil ihr Charakter ein grundsätzlich anderer ist. Die Bistumspresse ist gewissermaßen die offiziöse Presse im katholischen Deutschland; im nachkonziliaren Sprachgebrauch gilt sie schlechthin als die Presse des Kirchenvolkes (in diesem Sinne auch offiziös), nicht etwa der Amtskirche. Ob diese Unterscheidung jedoch realistisch, ob sie überhaupt anzustreben ist und ob sie, wenn sie es wäre, sauber durchgehalten werden könnte, ist eine andere Frage. Jedenfalls ist es beim heutigen Stand der Dinge höchste Zeit, daß sich sowohl die Amtskirche als auch das Kirchenvolk, vertreten durch die Fachleute, ernsthafte Gedanken über die recht ungewisse Zukunft dieser Presse machen. Wenn schon nicht ihre pastorale Bedeutung und ihre Unersetzbarkeit für die moderne Seelsorge in den vergangenen Jahren Denkanstöße lieferten, so sollte es wenigstens der Auflagenschwund.

Rückläufige Tendenz

Auch hier sprechen Zahlen Bände: Nimmt man das Jahr 1952, als sich die Bistumszeitungen nach den Gründerjahren einigermaßen konsolidiert hatten, als Ausgangspunkt, so läßt sich für damals eine Gesamtauflage der 22 Bistumszeitungen der Bundesrepublik (einschließlich Berlin) von knapp über 2 Millionen errechnen. Von da an ging es zunächst ständig aufwärts; elf fette Jahre brachten den Verlagen (die ihre Redaktionen in jeder Hinsicht knapp hielten, sei es, was die personelle Ausstattung, sei es, was die Gehälter betrifft) gut gefüllte Kassen und gaben den Generalvikariaten gute Gelegenheit, sich der Zeitungen auch zur Finanzierung pressefremder Projekte zu bedienen. Sie erreichten eine Auflagensteigerung von fast 400 000, so daß sich im Jahr 1963 eine Gesamtauflage von 2 396 000 ergab. Dazu waren, wie gesagt, 11 Jahre erforderlich. Bergab ging es dann, wie üblich, um einiges schneller. Innerhalb von acht weiteren Jahren, 1971, stand man wieder am Ausgangspunkt von 1952: bei 2 080 000. Auch wenn man die Neigung aller Verleger zum Klagen in Betracht zieht, müssen diese Zahlen zumindest bedenklich stimmen. Die Katastrophenstimmung, die alljährlich um sich griff, wurde zudem angeheizt durch den Umstand, daß sich die Kurve der Abonnentenzahlen nicht etwa einigermaßen flach und kontinuierlich senkte, sondern in den letzten Jahren jäh nach unten abfiel. Nur ganz wenige Zeitungen konnten ihren Stand halten oder sogar steigern, bei den anderen ging es um so steiler bergab.

Das Erstaunlichste angesichts dieser alarmierenden Entwicklung war die Teilnahmslosigkeit der Hierarchie. Worin sie begründet war, läßt sich schwer feststellen. War es einfach so, daß sie über den Abwärtstrend schlicht uninformatiert war, oder hielt man die Kirchenpresse für ein Thema, das nicht bedeutend genug war, um sich darüber zu erregen? Beide Gründe haben wohl wenigstens eine gewisse Rolle gespielt. Tatsache ist jedenfalls, daß sich die

Kirchenpresse von seiten der Hierarchie einer nicht klar artikulierten Geringschätzung zu erfreuen hatte, die sich aber beispielsweise darin ausdrückte, daß es nahezu jedem Medium, sei es Tages- oder Wochenpresse, Rundfunk oder Fernsehen, leichter fiel, einen Bischof zu interviewen, als der eigenen Kirchenzeitung. Das Bistumblatt, dessen Gefolgstreue man sich ohnedies sicher war, hatte zur Verfügung zu stehen, wenn es wieder einmal galt, Spendenaufrufe oder Hirtenbriefe zu veröffentlichen. Nun sind solche Aufgaben zweifellos Sache einer Kirchenzeitung, nur sind es eben nicht die wichtigsten. Andererseits war es nicht so, daß die Bistumszeitung dem amtskirchlichen Blickfeld völlig entschwunden war. Redaktionen, die es riskiert hatten, von den zwar nie formulierten, aber immer im Raum stehenden Richtlinien abzuweichen und, wenn auch nur geringfügig, vorzuprellen, hatten öfter keinen leichten Stand. Daß unter diesen Umständen sowohl die Qualität der Blätter als auch die der Redakteure Schaden litt, bedarf keiner näheren Erläuterung.

Rationalisierung und Kooperation

Nun läßt sich nicht leugnen, daß sich einiges gebessert hat: die Bezahlung der Redakteure, Hand in Hand damit gehend die Qualität der Blätter und schließlich auch das Verhältnis der Amtsträger in der Kirche zu „ihrer“ Presse. Die schweren Sorgen, welche die deutschen Bischöfe angesichts der immer lockerer werdenden Bindung des Volkes an die Kirche bedrücken, haben der Erkenntnis Raum geschaffen, daß es mit der Kirchenpresse so nicht weitergeht und daß es ohne sie überhaupt nicht geht. Für die Redakteure in der Arbeitsgemeinschaft Katholische Presse war es jedenfalls ein erlösendes Wort, als Pressebischof *H. Tenhumberg* auf ihrer letztjährigen Tagung in Aachen diese Erkenntnis bestätigte, indem er sagte, die Kirchenpresse „leiste ein Stück genuiner Seelsorge mit den Mitteln moderner Weltlichkeit“. Die Zustimmung war um so größer, als dieses Bekenntnis zur Bedeutung der Kirchenpresse kein Lippenbekenntnis bleiben sollte: Der Pressebischof stellte tatkräftige Unterstützung von seiten der Bischofskonferenz in Aussicht, sobald die Arbeitsgemeinschaft ein ausgereiftes Gesamtkonzept vorgelegt habe.

Aber auch dieses Konzept liegt bis jetzt nicht vor, da die Vorstellungen schon innerhalb der Arbeitsgemeinschaft weit auseinandergehen und da sie wie die anderen Gremien auch aus verschiedenen Gründen überfordert sein dürfte. Es dürfte sich außerdem als überaus schwierig erweisen, 22 Verlage unter einen Hut zu bringen, zumal sich darunter eine ganze Reihe von privaten Verlagen befindet, deren Pläne sich naturgemäß von denen kircheneigener Verlage unterscheiden. Trotzdem gibt es schon durchaus brauchbare und ausbaufähige Ansatzpunkte. Da die in Aussicht gestellte Hilfe der Bischofskonferenz ja nicht zuletzt als finanzielle Hilfe zu interpretieren ist und da die Bischöfe in diesem Punkt zumindest seit „Publik“ vorsichtig geworden sind, heißt es für die Kirchenpresse zunächst, sich um die Verbesserung der Wirtschaftlichkeit ihrer Produkte Gedanken zu machen. Dies ist schon deshalb eine vordringliche Aufgabe, weil die Bischöfe kaum gewillt sein werden, vor der Fertigstellung des weit über Kirchenpresse und Presse überhaupt hinausreichenden Gesamtkonzepts für die Publizistik Geld zur Verfügung zu stellen.

Die Stichworte liegen auf der Hand: *Rationalisierung* und *Kooperation*. Ansatzpunkte sind, wie gesagt, bereits vorhanden. So bietet sich für die Bistumszeitungen zunächst der zum Teil bereits praktizierte Austausch von Artikeln untereinander an. Ein weitergehendes Kooperationsmodell, dessen Verwirklichung allerdings wegen der sehr unterschiedlichen Formate auf Schwierigkeiten stoßen dürfte, ist der Austausch ganzer Seiten in Maternform, etwa für die in fast allen Zeitungen eingerichtete Kinderseite oder für die bei den Lesern äußerst beliebten Romane. Dem käme unter anderem entgegen, daß sich die Verbreitungsgebiete der Bistumsblätter ja nicht überschneiden. Dies spräche auch für die in jüngster Zeit immer häufiger ventilerte Idee, allen deutschen Bistumszeitungen einen gemeinsamen „Mantel“ zu schneiden (mit gemeinsamem Titelblatt, Unterhaltungsteil, Fernsehprogramm usw.). Allerdings scheint auch dieser Weg sowohl aus technischen Gründen (unterschiedliches Format, lange Vorbereitungszeit für Satz und Druck) als auch aus berechtigter Rücksichtnahme auf die soziologisch sehr verschiedenartig zusammengesetzte Leserschaft der einzelnen Blätter (Mentalitätsunterschiede etwa zwischen Süd und Nord, zwischen Großstadt- und Landbevölkerung) nicht ohne weiteres gangbar.

Aus klarer Erkenntnis dieser Schwierigkeiten und vor allem aus dem Gefühl heraus, daß irgend etwas geschehen müsse, um dem Absinken in die roten Zahlen zu steuern, hat sich die Arbeitsgemeinschaft Katholische Presse dafür entschieden, die Deutsche Bischofskonferenz um Unterstützung für ein Projekt anzugehen, das ihr am ehesten Erleichterung zu bringen verspricht: die Errichtung einer *Gemeinschaftsredaktion*, die der kirchlichen Presse vor allem überregionale Beiträge auf einer ganzen Reihe von Gebieten zuliefern soll. Kleinstversuche einer solchen Gemeinschaftsredaktion, gemeinsam mit Redakteuren der Katholischen Nachrichtenagentur (KNA), hat es bisher zweimal gegeben: jeweils ad hoc zur konstituierenden Sitzung der Vollversammlung der Gemeinsamen Synode und zum Ökumenischen Pfingsttreffen in Augsburg. Sie haben sich beide Male bewährt. Es scheint jedoch zumindest verfrüht, daraus zu schließen, daß sie auch als Dauereinrichtung brauchbar wäre.

Diese Redaktion soll nach Ansicht der Arbeitsgemeinschaft Beiträge u. a. in Form von verarbeitenden und kommentierenden Zusammenfassungen liefern (eigenständige Fassungen also etwa über Synode und ähnliche Veranstaltungen). Außerdem sind in Aussicht genommen „allgemeinverständliche Artikel und Serien über aktuelle Vorgänge und theologische Fragen“ (z. B. Jesus-Report, Interkommunion, § 218), dazu Reportagen von kirchlichen Krisenpunkten und aktuellen Vorgängen (z. B. Isolotto, Biafra, Pakistan, Papstreisen, Nordirland usw.) und unter Umständen ein aktuelles Feuilleton. Im Bildbereich soll die Gemeinschaftsredaktion mit KNA-Bild zusammenarbeiten. Grundsätzlich soll sie, wie es heißt, keinen neuen regelmäßigen und zusätzlichen Dienst produzieren, sondern „aus der aktuellen Situation heraus kirchenzeitungseigene Beiträge aktuell anzubieten“. Die Kosten für einmalige Vorbereitungs- und Anlaufzeit (ca. 38 000 DM) sowie den laufenden Etat (von der Arbeitsgemeinschaft auf rund 420 000 DM jährlich geschätzt) soll die Bischofskonferenz bzw. der Verband der Diözesen Deutschlands tragen, wobei an eine Eigenleistung der Kirchenpresse durch Abdruckhonorare gedacht

ist. Das ganze Projekt soll in enger Zusammenarbeit mit der KNA verwirklicht werden. Allein schon daraus, vor allem aber aus der von der Arbeitsgemeinschaft angeführten Möglichkeit, später auch die Redaktion der von KNA herausgegebenen Katholischen Korrespondenz (KK) zu integrieren, geht hervor, daß sich die Kirchenpresse selbst nicht darüber im klaren ist, worin sich eigentlich diese Gemeinschaftsredaktion wesensgemäß von der KK unterscheiden soll, die ja schon heute exklusiv für die Kirchenpresse produziert. Es stellt sich die Frage, ob es nicht günstiger (und ehrlicher) wäre, entweder die KK entsprechend auszubauen oder sie gleich, unter finanzieller Hilfe der Bischöfe, in die Regie der Kirchenpresse zu geben.

Sicher ist, daß die KK in ihrer heutigen Form unzureichend ist und daß das, was die Gemeinschaftsredaktion leisten soll, geleistet werden muß. Darin hat die Kirchenpresse recht. Nur ist nicht deutlich, wodurch sich die Installation der Gemeinschaftsredaktion neben der weiterexistierenden KK rechtfertigen läßt. Die Forderung müßte also wohl eher lauten, die KK entsprechend auszubauen und der Arbeitsgemeinschaft erheblich größere Kompetenzen bei ihrer Gestaltung einzuräumen, oder, was der klarste Weg wäre, sie so bald wie möglich der Arbeitsgemeinschaft als eigenständiges Organ einzugliedern, die auch für die redaktionellen Richtlinien verantwortlich wäre. Mit den entsprechenden Mitteln ausgestattet, müßte diese Redaktion für ein erheblich breiteres und differenzierteres Angebot für die Kirchenpresse sorgen. Dazu gehörte das bereits erwähnte breitere Angebot an Thematik und Autoren, dazu gehörte ein Mehr an Offenheit und an Kontroversen. Dazu gehörten schließlich eine bessere Verarbeitung und Aufbereitung des Materials sowie eine stärkere Einbeziehung des sogenannten lebenshilflichen Bereichs mit menschlicher und religiöser Thematik. Der Deutschen Bischofskonferenz liegt ein Stufenplan für den gesamten Ausbau der für die Kirchenpresse lebensnotwendigen KNA vor. Auch dieser Plan muß grundsätzlich befürwortet werden, vor allem wenn man die allzu dürftige Berichterstattung der KNA auf internationaler Ebene (unter Einbeziehung des Vatikans) in Betracht zieht. Trotzdem muß man fragen, ob nicht auch schon unter den bisherigen Voraussetzungen mehr geleistet werden könnte.

Die Bistumspresse hat eine pastorale Grundfunktion

Man ist sich durchaus darüber klar, daß keines dieser Modelle als Ersatz für eine ausreichende Besetzung und den *Ausbau der Redaktionen* der einzelnen Bistumsblätter betrachtet werden kann. Im Gegenteil: Da die Eigenständigkeit der einzelnen Diözesen, die seit dem Konzil in der Gesamtkirche Raum gewonnen hat, auch im Charakter der Bistumszeitungen Ausdruck finden muß, scheint deren Verstärkung dringend geboten. Die Erfahrung zeigt außerdem, daß Fusionen verschiedener Zeitungen keineswegs auch gleichzeitig eine Verbesserung der Qualität und eine Addierung der Leserzahlen zur Folge haben. Zu dieser Erfahrung speziell im katholischen Pressewesen schreibt der Münsteraner Zeitungswissenschaftler Prof. M. Schmolke, der nicht nur über theoretisch-wissenschaftliche, sondern auch über praktische Erfahrung als ehemaliger Kirchenzeitungsredakteur verfügt, im „Jahrbuch für christliche Sozialwissenschaften“, Band 12, 1971: „Die Stärke katholischer Presseerzeugnisse hat sich

meist in regionaler verlegerischer und journalistischer Individualität erwiesen, während zentralistische Versuche aller Art bislang weniger erfolgreich verliefen.“ Daraus folgt für die Kirchenpresse als notwendige Konsequenz die Betonung ihres Charakters als Regionalpresse, ein starker Ausbau des bisher immer noch weitgehend stiefmütterlich behandelten Diözesanteils und eine nicht unerhebliche personelle Verstärkung der Einzelredaktionen sowie ein großzügigerer Ausbau von Mitarbeiternetzen in den Diözesen.

Eine geschickte Kombination dieser verschiedenen Projekte: Kooperation, Ausbau von KNA und Einrichtung einer Gemeinschaftsredaktion auf der einen, und eine Intensivierung der regionalen Berichterstattung und Kommentierung auf der anderen Seite, mit allen technischen, finanziellen und personellen Konsequenzen, könnte ein Teil eines Erfolgsrezepts für eine Kirchenpresse der Zukunft sein.

Das aber erfordert Investitionen, die aus den Zeitungen selbst nicht mehr zu finanzieren sind, da nach dem Anstieg in den fünfziger Jahren versäumt wurde, nach vorne zu planen. Die deutschen Bischöfe, das beweist das Wort Bischof Tenhumbergs, sind sich im klaren darüber, daß sie auch von der Kirchenpresse zur Kasse gebeten werden. Die Unterstützung durfte ihnen um so leichter fallen, als die Kirchenpresse für die vergangenen zwanzig Jahre — trotz der genannten Investitions-Versäumnisse — ihrerseits neben ihren pastoralen Leistungen auf recht handfeste finanzielle Erfolge verweisen kann.

So gingen die enormen Kosten für die KNA, die ja immerhin nicht nur Dienstleistungsbetrieb für die Kirchenpresse ist, sondern im gesamtkirchlichen Dienst steht, weitgehend zu ihren Lasten. So schöpften die Diözesen jahrelang recht ansehnliche Summen aus den Erträgen der Verlage für ihre Bedürfnisse ab. Die Bedeutung der Kirchenpresse für die pastorale Kommunikation in den Diözesen wurde mehrfach betont. Gerade wegen dieser Bedeutung ist ein Bistum ohne Bistumszeitung heute gar nicht mehr denkbar. Die Kirchenzeitung gilt heute als unverzichtbarer Bestandteil der Grundausstattung eines jeden Bistums. Der Verzicht auf ein Bistumsblatt aus wirtschaftlichen Gründen ist aus diesen Gründen gar nicht denkbar. Der derzeitige Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft Katholische Presse, F. Oertel, hat dies zu seinem „*ceterum censeo*“ gemacht, das er auch auf der Jahrestagung der Arbeitsgemeinschaft in Brixen/Südtirol vortrug (diese Tagung fand übrigens gemeinsam mit den Verbänden Österreichs und Italiens statt, die von den gleichen Sorgen geplagt werden): „Da die Aufgaben der gesamten kirchlichen Presse am Wesensauftrag der Kirche, der Heilsverkündigung, teilhaben, kann nicht die wirtschaftliche Rentabilität ausschlaggebend sein, sondern die kirchliche Effizienz. Deshalb muß die Kirche diese Pressearbeit subventionieren, wenn dies erforderlich ist.“ Damit kann freilich nicht gemeint sein, daß die Subventionierung der aufwendigsten Herstellung am besten der Marktlage entspricht und am sichersten zum Erfolg führt.

Wie soll eine Bistumszeitung aussehen?

Zu einem Gesamtkonzept für die Zukunft der Kirchenpresse gehört jedoch nicht nur die wirtschaftliche und organisatorische Seite. Bei aller Qualitäts- und Niveauverbesserung in den vergangenen Jahren sind dringend

Überlegungen für die inhaltliche Konzeption der Kirchenzeitung der Zukunft erforderlich. Da erhebt sich nun zunächst die Frage nach der genuinen Aufgabe der Kirchenpresse. Dazu erklärte Oertel in einem Referat auf einer Tagung der Katholischen Akademie in Bayern (27. 2. 1971) zum Thema „Die katholische Presse — eine Auseinandersetzung“: „Die Kirchenpresse hat die Aufgabe, auf ihre spezifische Weise zur Gestaltung des christlichen Lebens in der pluralen Gesellschaft nach dem neuen nachkonziliaren Kirchenverständnis beizutragen.“ Wie aber soll diese spezifische Aufgabe wahrgenommen werden?

Wie jede andere Zeitung muß sich die Kirchenzeitung der umfassenden, wahrhaftigen Information verpflichtet wissen. Der Kirchenzeitungsredakteur hat hier jedoch eine wesentlich heiklere Aufgabe als der Redakteur einer Tageszeitung, die bestimmten Richtlinien unterliegt. Die Kirchenzeitung hat allen zu dienen, nicht etwa nur einer bestimmten Richtung innerhalb der Kirche. Die Forderung nach dem „sentire cum ecclesia“ mag manchem arg steif erscheinen, mag auch von manchem als Restbestand einer autoritären Kirchenstruktur mißverstanden werden: Für den Redakteur der Kirchenzeitung gilt sie heute wie früher, nur ist sie viel schwieriger zu erfüllen, weil sich die Situation in einem ungeheuren Maße kompliziert hat. Gebrauchsanweisungen für die Erfüllung der Informationspflicht in einer Kirchenzeitung aber kann es nicht geben. Auch das Wort des verstorbenen Prof. E. Dovifat, eine Nachricht sei etwas, wonach man sich richten könne, hat in der heutigen komplizierten Situation an Wert verloren. Denn „die Kirche“, nach deren Wort man sich einst richten könnte, gibt es ebenso nicht. Um so verantwortungsvoller muß die Kirchenpresse heute ihre Informationspflicht wahrnehmen. Denjenigen, die die Kirchenzeitung gerne als „Forum der Meinungen in der Kirche“ interpretiert haben möchten, läßt sich am ehesten das Wort von Prof. Schmolke gegenüberstellen, der meint, die Hauptaufgabe der Kirchenpresse sei „weniger ihre Bereitstellung als Plattform für den Dialog, sondern die zuverlässige Versorgung der eigenverantwortlichen Dialogführer, der mündigen Christen also, mit Informationen“. Aber da ergeben sich bereits neue Schwierigkeiten; denn: Was heißt schon Mündigkeit? Für die einen ist es das ständige, nie einholbare emanzipatorische Programm, für die anderen eine abgedroschene Phrase, für den drit-

ten eine Eskalation von Selbstfrustrierung. In der Presse auf jeden Fall eine dubiose Vokabel. Vielleicht wird sie diesem Postulat dadurch gerecht, daß sie sich der Aufgabe stellt — durch ihre Informationen den Weg des Christen hin zu mehr Mündigkeit mit zu ebnet.

Das gleiche gilt dann wohl für den Kommentar in der Kirchenzeitung, der — wie die Information — zur kritischen Meinungsbildung, zur Mündigkeit also, des Lesers beitragen soll. Aber auch da ist die Lage sehr schwierig geworden. Die Kirchenpresse kann immer nur ein Spiegel des Geschehens in der Kirche sein. Dieses Geschehen aber dem Leser so deutlich zu machen, daß er sich nicht von der Kirche vor den Kopf gestoßen fühlt, ist, zumal in unserer Zeit, eine eminent wichtige, aber auch eminent schwierige Aufgabe.

Die große Synoden-Umfrage hat ergeben, daß sich die meisten Katholiken von der Synode eine Antwort auf ihre Glaubensnot erhoffen. Das ist ein deutlicher Hinweis für die Kirchenpresse, daß sie auch heute und gerade heute den Versuch wagen muß, nicht nur kritische Fragen aufzuwerfen, sondern auch Wege zu weisen, bei aller Einsicht, daß es den einzig richtigen Weg eben nicht gibt.

Geplante Feldbefragung

Wertvolle Hinweise für eine zukünftige inhaltliche Konzeption der Kirchenpresse kann man im übrigen wohl von einer geplanten „Feldbefragung“ erwarten, zu der ein Finanzierungsantrag der Arbeitsgemeinschaft Katholische Presse bei den Bischöfen vorliegt. Diese Befragung soll generell das Medienverhalten sowie die Kommunikations- und Informationserwartungen und -bedürfnisse der katholischen Bevölkerung an die katholische Publizistik erforschen. Speziell soll nach den Erwartungen der „effektiven und potentiellen“ Leser der kirchlichen Presse gefragt werden. Die ganze Befragung soll konkrete Anhaltspunkte erbringen, welche redaktionellen und verlegerischen Maßnahmen getroffen werden müssen, damit diese Presse ihre „Wesensaufgaben im Dienste der Heilsverkündigung so wirksam wie möglich wahrnehmen kann“. Die Gesamtkosten werden sich nach bisherigen Voranschlägen auf ca. 150 000 DM belaufen, doch dürfte nach allen Erfahrungen mit einer erheblich höheren Summe zu rechnen sein.

Der Problembereich

Zur theologischen Sinndeutung des Todes Jesu

Theologische Tagesfragen mit ihren Ad-hoc-Diskussionen lassen vielfach Entwicklungen in den Hintergrund treten, deren Bedeutsamkeit weniger in der Aktualität als in einer theologischen Rück- und Neubesinnung liegen. Konkret bezogen auf die theologische Sinndeutung des Todes Jesu, worum es im folgenden Bericht geht, führte beispielsweise die durch die Karfreitagspredigt des Schweizer Dominikaners G. Mainberger seinerzeit ausgelöste Kontroverse über den Kreuzestod Jesu nicht zu einer breiteren Erörterung darüber, obgleich damals ein bibel-

theologisches (E. Ruckstuhl) und ein dogmatisches (R. Erni) Gutachten zur Bedeutung des Todes Jesu vorlag und diese Gutachten Anlaß hätten sein können, die Kontroverse zu versachlichen und theologisch ertragreicher zu machen¹. Entwicklungen in der evangelischen Theologie, die sich auf die Frage der theologischen Sinndeutung des Todes Jesu beziehen, haben ihren Ausgangspunkt in einer vorhandenen „Predigtnot“ (F. Viering) mit dem Zentrum christlicher Verkündigung, nämlich Kreuz und Auferstehung, so daß sich die Evangelische